

Christian Baron: „Drei Schwestern“

Herkunft, klebrig wie Pech

Von Wiebke Porombka

Deutschlandfunk, Büchermarkt, 13.08.2025

Mit dem Roman „Drei Schwestern“ schließt der Schriftsteller Christian Baron seine Kaiserslautern-Trilogie ab. Der Ausbruch aus den prekären Verhältnissen gelingt den Protagonistinnen zwar nicht. Dennoch werden sie nicht als Scheiternde erzählt.

„Eine Frau will nach oben“, so ist der erste Teil von „Drei Schwestern“ übertitelt. Korrekter müsste es wohl heißen: Gleich drei Frauen, die Schwestern, wollen in diesem Roman – wenn auch nicht gleich nach ganz oben – so doch immerhin hinaus aus ihren prekären familiären Verhältnissen im Kaiserslautern der 1980er-Jahre. Aber schon der Prolog, in dem Christian Baron sich traut, aus Mutterperspektive von der Erfahrung einer Totgeburt zu erzählen und in dem er, wie in einer kleinen Revue, die wesentlichen Figuren seines Romans am Krankenhausbett der trauernden Mira, einer der Schwestern, auftreten lässt, illustriert, dass Herkunft so zäh wie Pech zu kleben vermag. Gerade dort, wo sie in mitunter verführerischer Gestalt auftritt, wie dieser Besuch im Kreißsaal:

„Endlich, wo warst du die ganze Zeit?“, sagt Mira, da öffnet sie die Augen, riecht das Aftershave und sieht diese völlig unerwartete Gestalt vor sich, deren Anblick sie mit Wohlbehagen erfüllt. Diesen Kerl mit dem kantigen Gesicht, der roten Tolle und der schwarzen Lederjacke mit hochgestelltem Kragen über der hellblauen Jeans und den schneeweißen Tretern hat sie von allen Menschen am wenigsten erwartet.

„Ottes“, ruft sie, „was ...“

Er streckt den Zeigefinger aus, legt ihn ihr auf den Mund, streichelt ihr mit der anderen Hand über den Kopf und lächelt sanft aus seinen meerblauen Augen.“

Christian Baron

Drei Schwestern

Claassen Verlag

352 Seiten

24 Euro

Selbstgefälligkeit der Arrivierten

Einerseits ist es Ottos, der ewig Strauchelnde, Trinkende, aber eben auch Meerblauäugige, der Miras Aufbruchsbemühungen in ein anderes Leben, in das politisierte, dabei wohlsituierte Studentenmilieu Westberlins bremsen wird. Andererseits ist es die Selbstgefälligkeit dieser Arrivierten, die Mira nach einer gewissen Zeit des WG-Lebens und einer lesbischen, vom Geist der Bohème umflorten Liebschaft ernüchtert nach Kaiserslautern zurückkehren lässt. Allzu sehr zelebrieren die von den Eltern finanziell üppig gepolsterten Studenten ihre Sozialromantik, während Mira sich als Putzkraft und Currywurstverkäuferin verdingen muss.

„Die Wohnungstür musste Mira mehr aufbrechen denn aufschieben, weil sich im wöchentlichen Plenum der Wohngemeinschaft noch keine Einigkeit finden ließ, wie mit dem

Auswechseln der maroden Tür umzugehen wäre. Eine relevante Minderheit der zwölf Bewohner hatte dafür plädiert, die Tür aus den Angeln zu heben, weil Privatsphäre ein Konzept der Bourgeoisie sei.“

„Drei Schwestern“ ist der dritte Teil der Kaiserslautern-Trilogie Christan Barons – in der Erzählchronologie aber bildet der Roman den Mittelteil, ein Scharnier zwischen Barons Debüt „Ein Mann seiner Klasse“, das von einer von Armut, Alkohol und von der Gewalt des Vaters geprägten Kindheit im Kaiserslautern der 1990er-Jahre erzählt, und dem zweiten Teil, „Schön ist die Nacht“, der in den Siebzigerjahren angesiedelt ist und die Großväter-Generation der Familie in den Blick nimmt. Erst jetzt rücken also die drei Schwestern – Mira, Juli und Ella – ins Zentrum. Durchaus realistisch, wenn man auf die überkommenen gesellschaftlichen Dynamiken samt deren Überlieferungen schaut: Die Lebensläufe der allermeisten Frauen des 20. Jahrhunderts spielten sich lange jenseits der Wahrnehmungsschwelle ab.

Sich die eigene Herkunft nicht anmerken lassen

Ella, die mit Abstand älteste der drei, hat – recht klassisch – durch Heirat den Wechsel in ein anderes Milieu geschafft – und ist neben der ungewollten Kinderlosigkeit vor allem damit beschäftigt, sich die eigene Herkunft nicht anmerken zu lassen. Dafür werden in der Öffentlichkeit auch schon mal die beiden anderen verleugnet. Vielleicht wird es Juli, der ebenso aufrührerischen wie unbeirrbaren Schulabbrecherin, vergönnt sein, einen erfreulicheren Weg einzuschlagen. Das bleibt vorerst offen, wohl auch, weil die jüngste der drei Schwestern die kleinste Rolle in diesem Roman spielt.

Christian Baron, der bis zu seinem literarischen Debüt als Journalist unter anderem für die linke Tageszeitung „Neues Deutschland“ und die Wochenzeitung „Der Freitag“ gearbeitet hat, wird regelmäßig mit französischen Autoren wie Didier Eribon, Edouard Louis oder Annie Ernaux verglichen. Ungemein erfolgreich gemacht haben sie das autoethnographische Erzählen – ein Erzählen, das eigene Lebensgeschichten mit gesellschaftlichen Konstellationen, vor allem Klassenfragen, verbindet. Und sie haben die Überwindung der Scham über die eigene Herkunft als produktives Prinzip etabliert.

Natürlich, auch Christian Baron hat nie einen Hehl aus dem autobiographischen Hintergrund seiner Romane gemacht. Aber auch wenn die soziologischen Aspekte natürlich zum Tragen kommen, dann ist sein Anspruch in „Drei Schwestern“ dezidiert ein literarischer, epischer. Konsequenter erzählt er dabei aus einer – gerade in politischer Hinsicht mitunter notgedrungen etwas naiven – Figurenperspektive. Das mindert aber nur punktuell den Sog, den diese atmosphärisch dichten Schilderungen einer nicht recht glücken wollenden Familiengeschichte entfalten. Die größte Stärke des Romans aber besteht darin, dass die drei Schwestern nicht als Scheiternde erzählt werden, sondern als willensstark und resolut, auch wenn der Aufbruch noch nicht ganz gelingen mag.